

Nr. 186 — Bydgoszcz / Bromberg, 17. August — 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Viktor nähert sich mir und sagt scheu und verlegen:

„Ich habe eine große Sorge."

„Welche, Viktor?"

„Ich meine, es wäre besser, nicht ins Olaftheater zu gehen."

„Aber Viktor! Marion erwartet mich dort!"

„Ich habe einen schlechten Traum gehabt", sagt Viktor bedrückt.

Viktor hat zuweilen „Träume", die man früher für „Ahnungen" erklärt hätte. Die heutige Wissenschaft begründet vieles von dem, was man vormals als Aberglaube bezeichnet hat. So wie es Tiere gibt, welche Wetterkatastrophen vorausfühlen und aufgeregt melden, ehe noch der Mensch Anzeichen dafür bemerkt, scheinen auch in empfänglichen Menschen zuweilen Meldungen des Unterbewußtseins Furcht und Unruhe oder Träume auszulösen, sobald feindliche Gehirne gegen sie oder ihren Umkreis Unheil sinnen und damit auf sie telepathisch wirken.

„Viktor, ich werde schon auf der Hut sein. Willy ist ja auch bei mir."

Wir kommen gerade noch zum Finale des ersten Aktes der „Sündflut" zurecht.

Wie wir in unserer Loge Platz nehmen, rauschen wunderbare Akkorde durch das dunkle Haus.

Auf der Bühne blendet goldenes Licht. Ein Gewirr, ein Berg nackter, edelsteingeschmückter Menschenleiber wogt durcheinander, die große Bacchanalszene hat begonnen, die Orgie der Menschheit, deren Entartung den Untergang alles Lebendigen heraufbeschwören soll. Grell jauchzen lasterhafte Fanfaren auf, Ekstasenschreie irrsinniger Wollust gellen dazwischen und als dissonanter Widerspruch ertönen fernher Noahs Bußmotetten. Vor dem aufglühenden Abendhimmel ragt die Silhouette der riesigen Arche, in welche jetzt allerlei Tiergattungen der Erde einziehen, paarweise, wirkliche Elefanten, Giraffen, Panther, Löwen, eine Ausstattungsszene, wie sie in solcher Extravaganz nur die „Oper der Zehntausend" bringen kann.

Dann senkt sich der Vorhang.

Der erste Akt ist aus.

Taghelles Licht durchflutet den Zuschauerraum, der von einer der größten Kuppeln der Welt überspannt ist.

Willy hat für eine Überraschung gesorgt: In der Loge neben uns sitzt Marion Harder mit ihrem Vater.

Marions Augen blitzen fröhlich auf.

Ihr Vater nickt herüber. „Was sagen Sie zum ersten Akt? Ganz gut, nicht wahr? Jetzt soll die große Szene kommen, von der so viel Aufhebens gemacht wird, die Sündflut!"

Eine Bewegung geht durch das Haus. Blicke und Gläser richten sich auf uns. Ich glaube zu hören, wie sie alle flüstern: Dort sitzen sie, die den großen Natas-Krach heute gemacht haben!

Aber hier herinnen merkt man fast nichts von dem, was draußen los war.

Alle sind wieder da, alle die großen Namen aus der ganzen Welt, deren Klang gigantische Kapitalien verkörpert, alle, die bei einer Sensation wie dieser Uraufführung nicht fehlen dürfen, fast alle! — Und noch ein paar mehr! Daneben allerdings auch ein paar weniger!

Da sitzen sie, die übliche Premierenmiene zur Schau tragend, erhaben, gelassen, kaltblütig — die neuen Reichen — und die neuen Armen —, als ob nichts geschehen wäre.

Dort drüben, uns gegenüber, durch die Weite des Hauses getrennt, lächelt Sergis Natas.

Neben ihm glitzert Lady Diana. Sie trägt heute nur Smaragde als Schmuck.

Auch Callot, Vaguier, Jakobson und Paquerrette zeigen sich, wiewohl sie soeben sehr schwer geblutet haben und man von ihnen spricht, daß sie sich nicht mehr erholen werden.

Keiner von den zehntausend Plätzen ist leer, deren billigster heute ein Vermögen kostet, für das man ein kleines Haus kaufen könnte.

Nur Tromings, Brown und Mac Carden fehlen. Aber die sind gestern nacht auf dem Flug nach Europa umgekehrt. Sie fehlen überhaupt und werden für alle Zukunft fehlen, denn sie leben nicht mehr. In ihren Logen sieht man fremde Gesichter.

Drückende Hitze herrscht im Hause.

Schon in den letzten Tagen hat trotz des bedeckten Himmels eine abnorme Schwüle über unserer Stadt gebrütet. Heute ist noch dazu die Sonne hervorgekommen mit förmlich stechenden Strahlen.

Das vergoldete Schnitzwerk der Türen, das Holz des Parketts und der Stühle kracht förmlich vor Trockenheit, der Samt der Balustraden, der Purpurbrokat der Wandbespannung und der Sitze, die kostbaren Draperien aus schimmernden Metallstoffen, alles das knistert immer wieder, wie von einem Gluthauch versengt. Man meint, elektrische Funken daraus hervorspringen zu sehen.

Schon auf dem Wege ins Theater, draußen über den Straßen, in den Häuserschluchten und auf den Plätzen, hat die Nachtluft gebrannt, als käme sie aus einem höllischen Ofen. Hier herinnen aber ist sie unerträglich, trotz aller sinnreichen Ventilatoren, Frigidoren und Zerstäuber.

„Mir gefällt etwas nicht, Fred", sagt Willy.

„Was?"

„Dort! Sergis Natas! Er lacht!"

„Laß ihn lachen, Willy! — Hier ist doch alles kontrolliert?"

„Vor unserer Logentür stehen Wachen unseres Hauses."

„Gut! Vielleicht hofft Natas, daß unser Wagen nachher in Brand gerät."

„An den kommt niemand heran, Fred. Natas weiß, daß so ein Versuch aussichtslos wäre."

„Kann nicht", mischt sich „Tante Ada" ins Gespräch, „hier in der Loge ein Attentat erfolgen? Kann man nicht eine Höllenmaschine eingeschmuggelt haben? Oder eine Bombe hereinschlendern?"

„Nichts von alledem ist möglich."

„Alles ist möglich", widerspricht German May.

„Unsere Loge und die Nachbarlogen sind untersucht und von Universale-Leuten besetzt."

„Vielleicht wird jemand von der anderen Seite des Hauses herüberschießen?"

„Das wäre ja natürlich möglich. Aber der Schütze müßte zielen, und dabei würde man ihn wohl vermutlich überwältigen. Dieser Gefahr sind wir allerdings fast immer ausgesetzt. Eigentlich sollten Leute wie wir wie Gefangene leben und stets zu Hause in Schutzhaft bleiben."

„Ja, ja," murmelt German May, „wie Gefangene! Aber auch Gefangene sind nicht immer sicher. Sogar im Universale-Haus beginnt schon ein gefährlicher Spuk."

Marion hat ihre Loge verlassen.

Wir werden uns im Foyer treffen.

Jemand spricht leise meinen Namen aus.

Ich bleibe stehen und bemerke Lady Diana, die, halb hinter einem Malachitsockel verdeckt, eine meterhohe kostbare Vase, aus einem einzigen Amethyst geschnitten, zu betrachten scheint.

„Blicken Sie nicht zu mir her", flüstert sie. „Natas kommt vorbei! Folgen Sie mit den Augen jener Dame mit den Perlen!"

Und dann haucht sie, knapp hinter mir:

„Fred! Was ist Ihnen Marion Harder? — Sie antworten nicht? — Oh! — Und ich? — Wo ich doch — wenn es sein muß — mein Leben — Habe ich nicht heute schon —"

Sie verstummt.

Ich warte, was sie noch sagen wird.

Plötzlich fügt sie, in jäh ausbrechender Leidenschaft, hinzu: „Ich könnte jetzt — Fred — wo ich weiß, daß Marion — ich könnte, wie ein eifersüchtiges, heißblütiges Weib — Aber, Fred, Sie sollen sehen, daß ich nicht bin wie andere! — Ich bin nicht rachsüchtig. Ich will es beweisen, Fred, indem ich Sie warne. — Kehren Sie nicht mehr in Ihre Loge zurück! Dort droht der Tod!"

Im nächsten Augenblick geht sie ruhig weiter, begrüßt lächelnd eine Dame, beginnt heiter mit ihr zu plaudern.

Wie kann sich Lady Diana verstellen!

„Du hast mit Diana gesprochen?" sagt Marions Stimme leise neben mir. „Wie geheimnisvoll, Fred!"

Soll ich Marion einweihen?

Aber über das, was Lady Diana mir heute vormittag verraten hat, darf ich ja nicht sprechen!

Ich versuche also, Marion abzulenken.

„Eifersüchtig, Marion?"

Sie weicht der Antwort mit einer Gegenfrage aus:

„Ist Lady Diana nicht sehr schön?"

„Gewiß! Aber nicht so schön wie du!"

„Schöner als ich!"

„Sie ist schön — in ihrer Art. Aber du —"

„Still!"

„Nun also! Jetzt darf ich nicht weiterreden."

„Sie ist sehr schön —", murmelt Marion, „und sehr interessant."

„Gefährlich interessant", füge ich hinzu.

„Den Männern gefährlich, ja leider", lächelt Marion.

„Kann man dasselbe nicht auch von dir sagen, Marion? Den Männern gefährlich. Dich umschwärmen sie ja, wie die Fliegen ein Sandwich."

„Deine Vergleiche, Fred, sind nicht gerade poesievoll."

„Dafür aber anschaulich."

„Als Dichter würdest du dich nicht besonders auszeichnen."

„Vielleicht doch! Ich kreiere möglicherweise eine neue Richtung."

Aber wenn ich geglaubt habe, Marion ablenken zu können, habe ich geirrt. Schon fragt sie wieder:

„Was hat Lady Diana dir vorhin zugeflüstert?"

„Nichts Besonderes, Marion."

„Also etwas Besonderes! Was? Fred, ist es ein Geheimnis?"

„Wirst du es nicht zu ernst nehmen, wenn ich es dir sage?"

„Du kennst mich doch!"

„Nun denn: sie hat mir den Tod prophezeit, falls ich jetzt in meine Loge zurückkehre."

Marion erbleicht.

„Erschrick nicht, Marion! Wenn wir alles das glauben wollten, was man uns ankündet!"

„Fred! Ich beschwöre dich! Geh nicht mehr zurück!"

„Soll ich vielleicht „Tante Ada" und Willy dort allein lassen?"

„Benachrichtige sie!"

„Und wenn Lady Diana es nur gesagt hat, Marion, weil ich neben dir sitze? Wie wird sie sich freuen, wenn sie mich so schnell hat in die Flucht schlagen können!"

In dieser Sekunde beginnt das Gong zu tönen.

„Oh", flüstert Marion, sich zur Prunktreppe wendend, „Fred! Fahr nach Hause! Ich will Pa sagen, daß auch wir aufbrechen."

„Auch in unserem Hause, Marion, ist es nicht geheuer. Auch dort liegt seit einer halben Stunde ein Drohbrief, der mich verjagen möchte, der Drohbrief eines gespenstischen zweiten German May. Auch dort hat es soeben einen Toten gegeben."

„Dann kommt doch alle zu uns!"

„Hast du euren elektrischen Spion vergessen? Bei euch sind die Leute nicht gesiebt."

„Ja — aber —?"

„Das Theater ist schon finster, Marion. Die Musik beginnt. Wir sind die letzten. Du mußt zu Pa! Und mir werden Gefahren immer und überall drohen. Ich weiß nur das: am raschesten besiegt man den Feind, wenn man ihn aufsucht. Auf Wiedersehen, Marion, wenn es nach diesem Akt wieder hell werden wird!"

Ich nehme in der finsteren Loge Platz, links von „Tante Ada". Willy sitzt hinter uns.

Das Vorspiel beginnt mit leisen, unheimlichen Trommelwirbeln und dumpfen Paukenschlägen.

Unterdessen gibt Willy uns im Flüsterton noch Einzelheiten der Konstruktion dieses märchenhaften Baues zum besten:

„Die Kuppel übertrifft alles Bisherige. Nur fünf Stockwerke Logen, aber siebentausend Sitze im Parkett. Der technische Apparat ist ein wahres Wunder. Heute hat man noch den ganzen Tag montiert und umgebaut. Für die Oper „Sündflut" sind besondere Instrumente erfunden worden, ein Gewirr von Scheinwerfern, tönenden Kinematographen, Projektoren, elektrischen Blitzen und Sonnen, Regenmaschinen und Nebelgebläsen ist neu eingesetzt, die Sündflutszene soll etwas noch nie Dagewesenes werden. Elektrische Schallverstärker ragen als vergoldete Lautsprecher überall aus der Architektur hervor. Sie werden bewirken — für unser nervöses Zeitalter gerade das Richtige! — daß die Schreckensgeräusche, Schreie und Donnerschläge der Weltkatastrophe wahnwitzig verstärkt mitten unter uns ausbrechen. Man spricht von unerhörten Sensationen. Es wird eine Nervenzerreißprobe werden. Alles in diesem zweiten Akt, der jetzt beginnt."

„Willy," rede ich leise über die Achsel zurück, „Lady Diana hat mich soeben gewarnt."

„Was sagst du, Fred?" antwortet Willy mit dem Ton des Entsetzens.

„Sie hat mir den Tod angekündigt, falls ich in meine Loge zurückkehre."

Ich blicke Willy an und bemerke in der Dämmerung, wie er sich vor Erregung in die Lippen beißt.

„Was kann sie nur meinen?" murmelt er. „Ich selbst habe doch alles nachgeprüft — und jetzt noch einmal, während du fort warst! Laß uns gehen, Fred! Sofort! Diese Drohung ist zu ernst!"

„Willy! Natas schaut unverwandt zu uns her. Ich weiß nicht — ich glaube — ich habe ein unheimliches Gefühl — es ist mir, als ob —"

„Als ob, Fred?"

„Als ob er nur darauf warten würde, daß wir gehen."

„Du glaubst . . .?"

„Ich glaube, daß wir sicher sind, solange wir uns jetzt nicht von der Stelle rühren."

Das Vorspiel verklingt.

Wieder zittern Gongschläge durch das Haus.

Dann Stille.

Finsternis.

Der Vorhang hebt sich.

Nebel, gelb, violett, kupfergrün, füllen die Bühne. Regen plätschert nieder, Wolkenfetzen kreisen, die Musik klagt,

weint, winselt, Donner rollt, und jetzt beginnt mit einem Schlag der ganze Höllenspuk der Sündflut.

Die Projektoren arbeiten, Filmgeflirr durchzittert das Haus — das ganze Haus, nicht nur den Bühnenraum, auch jeden Winkel des Zuschauertraktes, sogar bis in die Logen herein —, elektrische Entladungen scheinen unter der Kuppel zu knattern, wirkliche Blitze über unseren Häuptern zu sprühen, ein Aufgebot von Tausenden von Schauspielern und ein ganzer Tierpark braust auf der Szene aus der Tiefe empor, erklettert, zu Klumpen geballt, Felsen, krallt sich ineinander, brüllt, rast, eine Maschinerie von unvorstellbarer Kompliziertheit schafft eine gigantische Höllenbruegehl-Szene, Donner erschüttern förmlich die Grundfesten dieses Bauwerkes. Instrumente schreien auf, Eruptionen glühen, unsere Trommelfelle werden gepeinigt, unsere Augen geblendet durch den jähen Wechsel greller Lichter und schwarzer Nacht, wirkliche Wasserfälle brausen über die Bühne. Menschen und Menschen und wieder Menschen und dazwischen Tiere aller Gattungen, von raffinierten Regisseuren gejagt, kämpfen einen Verzweiflungskampf, sie kämpfen, so scheint es, wirklich um ihr Leben, Wolken ballen sich zusammen, dringen aus der riesigen Spielbühne heraus zu uns, durchwogen den ganzen Kuppelraum, Sturmfluten tosen, die Musik heult, gellt und donnert in allen Marterdissonanzen der Aphonik, wir alle sind mitten in der Sündflut drinnen, mitten im Erstickungstod des Lebens, mitten im Weltuntergang.

Plötzlich — Stillstand! Kein Laut!

Die bewegten Bilder sind erstarrt, die Wasserfälle versiegt, die unzähligen Choristen und Statisten, triefend und lächerlich, blicken verwirrt um sich, das Haus erhellt sich mit einem Schlag.

Irgend etwas Furchtbares muß geschehen sein.

Ein Herr im Frack erscheint auf der Bühne, es ist, wie ich erkenne, der Intendant des Olaftheaters, er geht ganz nach vorn in die Mitte, hebt beide Arme, öffnet die Lippen, alle Lautsprecher reden zugleich mit ihm seine Worte, gerade ober unseren Häuptern spricht es:

„Unser höchster Staatschef, der Präsident des Bundes der Vereinigten Staaten von Amerika und Europa, Herr Otto Goeben, ist soeben einem verbrecherischen Anschlag zum Opfer gefallen. Er ist tot. Zum Zeichen der Trauer wird die Vorstellung sofort abgebrochen."

(Fortsetzung folgt.)

Letzter Ferienbrief.

Der Brief hier ist der letzte, den ich schreibe,
Bevor Ihr mich zu Hause wiederseht,
Weil ich jetzt doch nur noch zwei Tage bleibe.
Du liebe Zeit, wie schnell die Zeit vergeht!

Mir geht es gut. Ich freu mich auf Zuhause,
Obwohl man hier auch sehr viel Schönes sah.
Ich bin gespannt, wie nach so langer Pause
Der Kaktus aussieht in der Loggia.

Er steht wohl immer noch am selben Platze? —
Und wenn der Wirt hier auch an alles denkt:
Mir fehlte doch die eigene Matratze.
Ich schreib's erst jetzt. Weil Ihr Euch sonst noch krä[illegible]!

Ich denke an die Abfahrt beinah stündlich;
Was noch zu tun ist, hab' ich schon getan.
Und alles andere erzähl' ich mündlich.
Holt Ihr mich alle von der Eisenbahn?

Ihr könnt ja schließlich vor der Sperre warten,
Das spart doch gleich. Ihr seid ja auch zu dritt;
Ich freu' mich so auf unsern eignen Garten.
Auf Wiedersehn! Vielleicht bring' ich was mit!

Peter Struwwel
(in der RWZ.)

Familie Hunderelf.

Eine Münchener Geschichte von Peter Scher.

Dienstmann Hunderelf steht seit einem Menschenalter am Antoniusplatz, der Kirche gegenüber. Alle Vorübergehenden kennen ihn. Viele grüßen ihn — das heißt, eigentlich grüßt er alle. Er raucht unentwegt aus einer Holzpfeife irgend etwas, das er gläubig für Tabak hält. Das Publikum ist anderer Meinung. Es macht — mit dem Finger an der Nase — püh! und hat es eilig. Aber Hunderelf ist nicht beleidigt. Wer würde ihn beleidigen wollen! Na also, so ist der Mann; er steht da und erwartet in Geduld einen Auftrag, der oft lange nicht kommt.

Über dem Kirchenportal thront der steinerne Heilige, von den Tieren umgeben, die er so liebte — Sankt Antonius.

Hunderelf betrachtet sie alle zusammen immer wieder — den Heiligen und die Tiere. Fromme Schauer überrieseln ihn, wenn er sich den Hirsch, das Reh oder den Fisch gebraten vorstellt. Das Wasser läuft ihm im Mund zusammen.

Manchmal tritt Mutter Hunderelf hinzu, um nachzuforschen, was Vater schon eingenommen hat. Hat er, so gibt er ihr mit einer verstohlenen hastigen Bewegung Geld, und sie enteilt zum Krämer oder Fleischer. Im anderen Falle wackelt sie wortlos und geduckt zurück.

Einmal oder zweimal in der Woche taucht ein Mädchen auf, ein hübsches Geschöpf mit fast damenhaftem Wesen, das zu Hunderelf in Beziehung zu stehen scheint.

Die kleine Person hat zwar etwas Wohlwollendes, um nicht zu sagen leicht Herablassendes; aber im Bezirk des St. Antonius-Platzes läßt es sich nicht verheimlichen, daß sie Hunderelfs rechtmäßige Tochter ist. Tochter ist übrigens gar kein Wort. Sein Stolz, seine Zuversicht ist die wohlwollende junge Dame, die ihm beim Kommen und Gehen nur eben die Fingerspitzen reicht und ein bißchen von oben her lächelt, wenn er zupackt und ihr gepflegtes Händchen in seiner schwarzen Tatze verschwinden läßt.

Denn — hört und staunt! — Maxie (wie sie immer noch heißt, obgleich sie im Begriff ist, sich zu einer vornehmeren Maximiliane emporzuentwickeln), Maxie ist beim Theater.

Herr und Frau Hunderelf schwören darauf, daß das Mädchen einmal eine berühmte Schauspielerin wird, womit alle Sorgen und Umständlichkeiten für die Alten erledigt sein werden.

Die Eltern haben Maxie zwar noch nicht auftreten sehen, sie ist ja auch noch Anfängerin, aber sie soll ihre Sache so gut machen, daß schon einige Male bei offener Szene geklatscht wurde. Sie selbst hat es den gerührten Eltern berichtet. Wenn das kein Wechsel auf die Zukunft ist!

Eines Abends haben sich Hunderelfs zu einem großen Erlebnis entschlossen. Sie wollen Maxie in ihrem Bühnenglanz sehen. Wenn das Mädchen auch immer dagegen redet und behauptet, es sei noch zu früh — einmal soll es sein.

Wie die Alten da oben auf der Galerie ehrfürchtig nach der Bühne sehen — es ist ein Vorort-Spezialitäten-Theater —, tut sich der Vorhang auf, und mancherlei Spannendes wird vorgeführt von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, unter denen sich aber Maxie nicht befindet — noch nicht. Abwarten, Maxie muß kommen!

Nach der ersten Nummer, die stürmisch beklatscht wird, gibt es ein lang hinschnarrendes Klingelzeichen. Es wird allmählich ruhiger und dann — oh, ist es möglich! — tritt auf einmal Maxie Hunderelf persönlich auf. Sie hat ein wunderbares Kostüm an und schreitet feierlich von der einen Bühnenseite zur anderen, wo sie mit einem Knicks in die Kulisse verschwindet. In den Händen hält sie eine schwarze Tafel, auf der in Weiß die kommende Nummer des Programms steht.

„Bravo, Maxie!" hört man von irgendwo einen Jüngling rufen, und einige Leute fühlen sich erheitert.

Die alten Hunderelfs sehen sich glückstrahlend an. Das ist ja wirklich toll, wie dieses Mädchen, das nach wie vor ihre Tochter ist, über die Bühne geht — ganz vorn im Licht vor aller Augen. Als ob es nichts wäre!

„Mutter —", sagt Hunderelf erschüttert —, „die wird! Da ist mir nicht bange drum — die wird!"

Mutter faßt sich an die Nase. „Jetzt bin ich neugierig, wie sie das nächste Mal auftritt!" sagt sie und hat schon ein bißchen was Hoffärtiges in der Stimme.

Und Marie tritt immer wieder auf — alle zwanzig Minuten etwa — und trägt jedesmal eine neue Nummer über die Bühne. Viel Gelegenheit ist ja da nicht, eine große Begabung spielen zu lassen — aber die alten Hundertelfs sehen sie dennoch jedesmal in einem anderen Licht, und geklatscht und gelacht wird auch jedesmal, wenn Marie verschwindet.

Das war ein großer Tag im Dasein der Familie Hunderteelf.

Bauten deutscher Vergangenheit.

Von Professor Dr. **Eduard Heyck.**

Jeweils waren es die kraftvollsten Herrscherpersönlichkeiten, die im Mittelalter dem Reich auch die denkwürdigsten Bauten errichteten. Da Pfalz und Palast dasselbe ist, beides vom altrömischen „palatium“ herkommt, so kann man sie gern auch Kaiserpfalzen nennen. Diese Reichspfalzen boten den Kaisern nebst Kanzlei und Hofhalt geräumige Unterkunft, vorzugsweise waren sie aber zu Stätten der Reichsversammlungen und Hoftage bestimmt, auch zu Festfeiern christlichen oder ritterlichen Gepräges. Aus diesem Grund lagen sie im Bereich der Verkehrswege, suchten nicht geflissentlich die Berghöhen, wie die wohl zu unterscheidenden Reichsburgen, der Trifels und andere. Ihre Befestigungen, wenn überhaupt vorhanden, waren nicht sehr ernstlich. Nicht selten stammten sie aus einer älteren Anlage, die erst zum großen Pfalzbau umgewandelt wurde. Außer den Kriegen haben noch andere Umstände mitgewirkt, so daß von ihnen zwar sehr Schönes übrigblieb, doch im Verhältnis zum Ganzen nur wenig. Der Verfall der Reichsgewalt im späten Mittelalter wurde auch der ihre. Die Träger der Krone, die meistens nicht so gute Haushalter wie Karl IV. waren, taten für die Erhaltung nichts mehr, überließen sie den Landesfürsten oder den Städten, und trugen die Bauten ab oder verbauten sie für andere Zwecke. In Frankfurt, wo 794 eine wichtige Reichssynode gehalten wurde, lag die einstige Karolingenpfalz unmittelbar am Mainufer, südlich nah dem Römerberg. Was stehenblieb, fand oft die trivialsten Verwendungen. Die 1921 wiederhergestellte Kapelle der Kaiserpfalz zu Wimpfen war früher Kuhstall, und sie hatte noch Glück, daß sie für dieses beschauliche Dasein als brauchbar gewürdigt wurde.

Die Pfalz zu Ingelheim hat Karl der Große 774 begonnen. Ludwig der Fromme erweiterte sie, Friedrich I. und Karl IV. haben Wiederherstellungen vornehmen lassen. Die Beschreibung eines karolingischen Dichters und neuere Nachgrabungen gewähren zusammengenommen ein gutes Bild des Ganzen, in seiner Vereinigung von Saalbau mit Thronsitz, Basilika als Kirche, Wohnbauten, Innenhöfen und Säulengängen. Wandgemälde der Erbauungszeit stellten die geschichtlichen Taten heidnischer und christlicher Herrscher dar, mit Ninus und Kyros angefangen. Von den zahlreichen Tagungen hier sind zu nennen die Verurteilung Tassilos, 788, und die erzwungene Abdankung Heinrichs IV., 1066. Die vier Granitsäulen am Brunnen im Heidelberger Schloßhof wurden aus Ingelheim weggeholt. Sie stammten ursprünglich vom Felsenmeer im Odenwald.

Die von Karl zu Nymwegen, in Holländisch-Geldern, erbaute Pfalz auf dem Hügel über der Waal hat Friedrich I. im Jahre 1155 wiederhergestellt. Anschaulich erblickt man sie auf einem Gemälde des Jan van Goyen (1596—1656). 1796 in der Franzosenzeit der Niederlande ist sie abgetragen worden, bis auf die Reste, welche die Baumanlagen des schönen „Valkhof“ bergen. Aber noch bis zu dieser Gegenwart läutet zu Nymwegen am Abend „Keizer Karels Klock“, und der schönste Platz im neueren Stadtbild ist nach ihm genannt.

Zu Aachen hat Karl, der mit seinen moselfränkischen Ahnen ein rechter Rheinländer und ein für jene Zeit guter Deutscher war, am eigentlichsten residiert. Reste und Türme der Pfalz hat sich das 1333 erbaute städtische Rathaus zunutz gemacht, und im nahen Aachener Münster innen ist der achteckige Rundbau der Pfalzkapelle wohlerhalten.

Von den Staufern ist Friedrich I. der tätigste Schöpfer von prächtigen Reichsbauten und Fürsorger der älteren gewesen. Innerhalb des staufischen Hausguts im Elsaß baute er eine ältere Anlage zu Hagenau zur glänzenden Pfalz aus. Heinrich VI. traf hier mit Richard Löwenherz während dessen Gefangenschaft ehrenvoll zusammen. 1677 brannten die Franzosen im zweiten Raubkrieg mit der Stadt auch die Pfalz nieder, worauf die Trümmer abgetragen wurden. Zu einer zeichnerischen Rekonstruktion durch den Landeskonservator Winkler hat der den Scherz einer altertümlichen Beischrift gemacht, angeblich mit Datierung auf 1614.

Auch Friedrichs Pfalz zu Eger war Ausbau einer älteren Anlage, von welcher der „schwarze Turm“ noch steht, zusammen mit der Kapelle und der Ruine des Palais. In dessen Saal bankettierten die Wallensteinischen Offiziere, als am 25. Februar 1634 zu ihnen die Mörder eindrangen.

Auch zu Kaiserswert hat Friedrich 1184 einen Königshof am Rheinufer in die stattliche, hochgebaute Pfalz verwandelt, für die viel Säulenbasalt verwendet wurde, in der technischen Sicherung durch sonstigen Haustein dazwischen. Die Zerstörung durch die Franzosen erfolgte 1794.

Abermals müssen auch zu Gelnhausen schon größere Bauten vorhanden gewesen sein, da hier 1186 die gegen die päpstlichen Übergriffe gerichtete große Versammlung der weltlichen und geistlichen Fürsten Unterkunft fand. Erst hiernach (1190?) wurde mit dem Bau der uns nur noch in so wundervollen Ruinen erhaltenen Kaiserpfalz begonnen. Eng aneinander schließen sich ein gewaltiger Bergfried, dessen unterer Teil dem Wegholen der Quadern entging, der Toreingang, der im Oberstock die Kapelle trug, ein Ausbau für die Treppe, und der schmuckreiche Palast mit seinem Arkadengang im Mittelstock. Die Holz- und Fachwerkbauten, die sich in dem weiten Hofraum befanden, sind verschwunden. —

Die staufische Pfalz zu Wimpfen rührt erst aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts her. Ludwig der Bayer ist der letzte Kaiser, der sie besucht hat. Nachmittelalterlich haben sich kleine Bürgerhäuser in die verfallene Pfalz hineingedrängt. Über dem Steilabhang zum Neckar ist aber noch die Nordfront des langen Palastbaus zu sehen, mit ihrer Doppelreihe zierlichster Arkadensäulen.

Völlig abgegangen sind die sehr alten Reichsbauten zu Tribur, südwestlich von Mainz in der rechtsrheinischen Ebene. Sie haben viele wichtige Ereignisse gesehen, so die Absetzung Karls des Dicken 883. Die Städte Oppenheim, Darmstadt und Mainz haben mit Haustein und Marmor sich von hier versorgt, doch nichts sieht man dem heutigen, guten Mainzer Handkäs erzeugenden Flecken mehr von seiner großen Geschichte an. Ähnlich jagt der Schnellzug von Bamberg nach Nürnberg an Forchheim vorbei, auch einem Ort vergessener Geschichte, mit seinen Herrscherbesuchen seit den Karolingen und mit seinen entscheidenden Königswahlen, die bei dem deutschen Sinn für Überlieferungen mehrfach hierher ausgeschrieben wurden.



Lustige Ecke



Das Gedränge im Strandbad.



„Ja, hier ist Platz für eine Dame, die höchstens 1 Meter 65 groß ist!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg